

I. 255.

Josef Burger, Bürgermeister(-Stellvertreter) von 1941 bis 1949

Ewattingen

Vermittelt durch: Juliane Kühnemund, BZ-Redaktion Bonndorf

Ein mutiger „Bürgermeister“ in gefährlicher Zeit

Ein Auszug aus den „Lebenserinnerungen“ von Josef Burger, der kein Nationalsozialist war, aber als Gemeinderechner die Vertretung des 1941 eingezogenen Bürgermeisters in Ewattingen antrat. Da er nicht in die Partei eintrat, hatte er etliche Probleme vor allem mit Kreisleiter Kuhner aus Neustadt. Bei Kriegsende wird Ewattingen von SS-Truppen besetzt. Bei Hauptmann Fischer versucht er, eine kampflose Übergabe durchzusetzen. Wird abgelehnt, ihm mit Erschießung gedroht. Dorf wird in die Wälder evakuiert. Drei Tage und Nächte Beschuss von Döggingen her. Fünf Tote durch Granatsplitter. Dann befiehlt Hauptmann Fischer seiner Truppe am Kalkwerk: „Rette sich wer kann!“ Weiße Fahne am Kirchturm, Franzosen kommen mit Panzer, er im Rathaus. Unten an der Wutach schwere Kämpfe „mit einer Division SS“ (?). „Diese Division wurde durch 200 Jabos total vernichtet.“ Er und sieben weitere Bürger werden als Geiseln genommen, falls es Widerstand gibt. Dazu kommen gefangene deutsche Soldaten. „Es wurde in dieser Nacht viel gestohlen, geplündert und vergewaltigt.“ Burger beschreibt auch die ersten Nachkriegsmonate und Jahre mit andauernden Beschlagnahmen, Kontrollen, Strafen. Er berichtet auch von 60 kriegsgefangenen Polen, die seit 1939 im Dorf arbeiteten und lebten. Einer von ihnen wird von einem Wachmann erschossen. Über die Frage, wo er auf dem Friedhof beerdigt werden darf, entsteht neuer Streit mit der Kreisleitung. Und Pfarrer Knebel, der für den erschossenen Polen ein Vaterunser betete, wurde von der Gestapo drei Monate in Freiburg dafür eingesperrt.

Aus den Lebenserinnerungen unseres Vaters (Kriegsjahre)

Am 1. September 1939 brach der Krieg mit Polen aus. Es wurden nach und nach 120 Söhne des Dorfes eingezogen und bald kamen Meldungen von Gefallenen. Ich selbst zog mit der Familie in eine Wohnung in Ewattingen ein, und schon hängte man mir die Stelle des Gemeinderechners auf, die vakant war, und als dann 1941 der Bürgermeister Kaiser zum Heeresdienst eingezogen wurde, wurde ich zum Bürgermeister-Stellvertreter ernannt. Dies geschah durch den Landrat Dr. Freudenberg.

Die NSDAP wollte ihre Zustimmung dazu nur geben, wenn ich als Mitglied in die Partei eintreten würde. Als ich dies nicht tat, wurde ich schwer bekämpft. Der Kreisleiter Kuhner richtete ein Schreiben an den Landrat, die Gemeindeführung von Ewattingen sei gefährdet, da ich das Amt des Bürgermeisters und des Gemeinderechners innehätte und dies mir nicht möglich sei. Doch der Landrat hielt mir die Stange. Nun erließ Kuhner eine Verordnung, wonach die Grundbücher und Katasterbücher der Gemeinde in das Landratsamt zu verbringen seien.

Da ich diese Verordnung als Unsinn bezeichnete und schriftlich dagegen protestierte, war der Teufel in der Kreisleitung in Neustadt gegen mich los. Kreisleiter Kuhner fuhr nun grobes Geschütz gegen mich auf. Doch die Bücher blieben auf dem Rathaus. Nun wollte er im Kindergarten die

Ordensschwestern durch braune Schwestern ersetzen. Da ich auch dagegen war, unterblieb dies. So konnte ich noch manche Härten der Kriegsverordnungen abwenden oder mildern.

Dieser Dienst auf dem Rathaus, erst als Gemeinderechner und von 1941 bis 1949 als Bürgermeister, war wohl die schwerste Zeit meines Lebens. Es waren Kriegsjahre und diese zählen bekanntlich, doppelt. Ich war, als ich diese Bürde auf mich nahm, schon 66 Jahre alt. Der Inhalt dieser Jahre war Not und Tod. Immer wieder kamen die Nachrichten von Gefallenen, und ich mußte den Angehörigen die Meldungen hiervon überbringen. Vierzig Männer, meistens Familienväter, starben auf den Schlachtfeldern in der Luft und auf den Meeren. Zehn gelten heute noch als vermißt, darunter mein jüngster Sohn Fritz.

Es kam der große Rückzug unserer Armeen, man sah in der Heimat: Der Krieg ist verspielt. In einer Samstagnacht wurde unser Dorf von SS-Truppen besetzt. Ich suchte mir den Führer derselben, einen Hauptmann Fischer, im „Hirschen“ auf. Er erklärte: „Wir haben Ihr Dorf zu besetzen!“ Ich sagte ihm, daß es nutzlos sei, die ganzen Fronten seien auf dem Rückmarsch. Man könne dies hier nicht aufhalten, unser Dorf würde dabei zusammengeschossen werden. Hauptmann Fischer hielt mir den Revolver auf die Brust und sagte: „Der Ort wird verteidigt, und wenn Sie uns daran hindern, erhalten Sie die erste Kugel.“

An diesem Sonntagmittag, die Spannung der Bevölkerung war aufs Höchste gestiegen, berief ich eine Bürgerversammlung auf das Rathaus. Siebzig Bürger waren erschienen, Hauptmann Fischer nicht. Er ließ sich durch Leutnant Zieher vertreten. Wir Bürger bestanden energisch auf unserem Standpunkt, wir wollten das Dorf vor dem Untergang retten. Die Gegenseite bestand stur darauf, den Ort zu verteidigen.

Im Gewann "Hinter Mauern" waren Granatwerfer aufgestellt, und über der Straße gegenüber der Wutachmühle waren versteckte Maschinengewehrnester. Die Wutachbrücke wurde in der Nacht auf Befehl der SS gesprengt. Am Montagmorgen kam der Befehl: „Das Dorf muß sofort geräumt werden!“ Der Elendszug, die Flucht aus dem Dorf begann: Tausend Personen - so viele waren wir mit den Evakuierten aus Freiburg - mit der nötigsten Habe, Lebensmitteln, Kleidern und Betten auf Leiterwagen und 1000 Stück Großvieh. Auch die Gemeindefarren zogen mit in den Wald, Alte und Kranke, mit Kindern, darunter mein jüngster Enkel Josef, 6 Wochen alt - und kaum hatten wir das Dorf verlassen, begann die feindlich Artillerie von Dögglngen aus mit dem Beschuß. Alle 10 Minuten eine Salve. Zum Glück fast nur mit Schrapnell.

Ein Schuß mit einer Phosphor-Granate äscherte das Haus des Josef Färber ein. Da fast keine Menschen im Dorf waren, konnte der Brand nicht gelöscht werden. Drei Stück Großvieh und alles Kleinvieh verbrannten. Fünf Personen kamen durch Granatsplitter ums Leben. Drei Tage und drei Nächte dauerte der Beschuß, Es entstand viel Gebäudeschaden. Dann konnten sich auch die SS-Truppen nicht mehr halten. Hauptmann Fischer räumte das Dorf. Draußen beim Kalkwerk entließ er

die Soldaten mit den Worten: „Rette sich jeder wie er kann!“ Sie warfen ihre Waffen weg und flohen in Richtung Schweizer Grenze. Die Bevölkerung kehrte am Vormittag ins Dorf zurück.

Von Bonndorf aus wurde uns gemeldet, daß dort die Franzosen schon sind. Ich begab mich als Bürgermeister auf das Rathaus. Da hörte man schon von weitem das Rollen der Raupenkettens, der Panzer. Am Rathaus machte die Spitze der Armee, drei schwere Panzer, Halt. Sie frugen nach dem Ortsvorsteher. Ich meldete mich. Ein historischer Augenblick voller Grauen: Am Himmel stand ein Gewitter, in das Donnerrollen mischte sich das Grollen der schweren Panzer, die unten an der Wutach, in Überachen, Aselfingen und Achdorf in schweren Nahkämpfen mit einer Division SS verwickelt waren. Diese Division, die auf dem Marsch nach dem Bodensee war, wurde durch 200 Jabos total vernichtet.

Ich verhandelte mit dem Offizier der Französischen Panzer. Der Offizier sprach aus einem Guckloch des Panzers. Der Eindruck dieser Riesenwaffe war deprimierend. Ich mußte ihm versichern, daß keine deutschen Soldaten mehr im Dorfe seien Als Garant dafür wurde ich mit sieben Bürgern in den Keller des Hauses Josef Keller, Schlosser, gesperrt, mit dem Hinweis, daß wenn ein französischer Soldat erschossen würde, mich die erste Kugel träfe. Inzwischen rollten weitere Panzer ins Dorf. Truppen der 1. Französischen Armee. Zu uns acht Geiseln kamen nun dauernd gefangene deutsche Soldaten, so daß der Keller bis gegen Morgen wie eine Heringstonne mit Gefangenen gefüllt war. (Die ganze Nacht hörten wir Kommandorufe, das Rollen der durchfahrenden Panzer, das Schießen mit Gewehren, wir glaubten, daß am Morgen viele Tote zu finden wären).

Aber Gottlob gab es keine toten Menschen, jedoch 500 erschossene Hühner, die Lieblingsspeise der Franzosen. Es wurde in dieser Nacht viel gestohlen, geplündert und vergewaltigt. Es waren dies sicher keine Elite-Truppen. Andern Tages, Vormittag, zog die Truppe ab, ohne uns freizulassen. Sie führten die Gefangenen ab, und wir befreiten uns selbst und waren froh, dass wir noch lebten.

Nun kamen fast täglich neue französische Truppenteile ins Dorf. Jede dieser gab neue Befehle. Es mußten im Rathaus und im Hof des Rathauses sämtliche vorhandenen Waffen, Kraftfahrzeuge, Radios, Fotoapparate u.a.m. abgeliefert werden. Die Truppe suchte sich die besten Sachen aus, und sie nahm diese mit. Einmal kam eine Truppe abends an; um 20 Uhr kam der Befehl, innerhalb zwei Stunden 28 fahrbereite Fahrräder bereitzustellen. Die Bevölkerung war schon größtenteils zu Bett gegangen, denn es durfte sich bei Einbruch der Dunkelheit niemand mehr auf der Straße aufhalten. Wir mußten in die Häuser gehen und die Fahrräder requirieren. Es wurden vielfach nur unbrauchbare Fahrräder vorgezeigt. Es dauerte bis nach 24 Uhr, bis die 28 Fahrräder vorhanden waren.

Dann kam ein anderes Mal eine Großrequisition. Jeder männliche Bürger hatte einen guten Anzug mit Hut, Krawatte, Schuhe abzuliefern. Das war sehr schwer, da man seit Kriegsbeginn nichts Neues an Bekleidung mehr hatte kaufen können. Als ich glaubte, die Sachen beisammen zu haben, kam die Übernahme-Kommission. Sie warfen mir alles durcheinander und verlangten bessere Sachen. Ich hatte zwei Tage zu tun, bis es klappte.

Wieder einmal sollte wertvolles Zuchtvieh abgeliefert werden. In Unkenntnis des vorhandenen Viehbestandes verlangten sie 600 Kühe und Kalbinnen vorzustellen; wir hatten aber über 800, und so konnte jeder der hundert Viehbesitzer die zwei besten Zuchttiere behalten. Es mußte bis zum Weißbluten abgeliefert werden. So erschien eines Tages eine Strafexpedition im Dorf. Eine Abteilung Soldaten kontrollierten die Ställe. Der Offizier mit einem Stab Schreiber verhörte die Viehbesitzer in einer mehrtägigen Verhandlung auf dem Rathaus darüber, ob jeder sein Ablieferungssoll an Milch erfüllt hätte. Für jeden zu wenig abgelieferten Liter Milch wurde eine Strafe von 1 Mark zudiktiert. In einzelnen Fällen wurden Strafen bis zu 50 000 Mark ausgesprochen, was den Ruin des Betriebes bedeutete. Ich erhob Einspruch gegen die Höhe der Strafen. Der Offizier verlangte von mir, diese Fälle zu nennen. Ich gab elf Fälle an und mußte diese elf Bauern sofort herbeirufen. Jetzt setzte er die Strafe willkürlich bedeutend herab. Wir waren rechtlos der Willkür der Franzosen ausgeliefert.

Es wären noch hunderte solcher Fälle zu berichten. Später kam eine Kompanie Genie-Truppen (Pioniere), die zuvorkommender waren. Diese Truppe baute die zerstörte Brücke an der Wutach neu auf. Aber die Gemeinde mußte das Holz dafür unentgeltlich liefern. Im Monat Mai mußten 30 Mann und 10 Pferdefuhrwerke den durch die schweren Panzer zerstörten Weg nach Überachen wieder instand setzen. Die Besatzung hörte so nach um nach auf.

Im Juni 1945 kamen die ersten unserer Gefangenen wieder heim. Von meinen Söhnen kehrten Josef, Alois und Robert aus dem Lager aus Ulm zurück. Die Freude war groß, da wir monatelang nichts mehr über ihr Schicksal hörten. Der Schwiegersohn Richard wurde noch jahrelang in Frankreich zurückgehalten und unser Jüngster "Fritz" gilt seither als vermißt. Wird er noch zurückkehren? Wir haben immer noch Hoffnung.

Abschließend will ich noch bemerken, daß mein Dienst auf dem Rathaus vom 1.8.1939 bis 1.12.1949 nicht der leichteste war. Ich legte mein Amt nieder und schrieb in die Dorfchronik „In Treue auf seinem Posten gestanden, in Ehren ihn verlassen - Gott schütze meine Heimat.“

Nachtrag

In obigem Bericht muß noch etwas nachgeholt werden, das Kapitel über die gefangenen Polen. Noch im Jahre 1939 kamen 60 kriegsgefangene Polen in das Dorf. Sie wurden im oberen Stockwerk des Molkereigebäudes untergebracht. Es waren lauter gesunde stämmige Menschen. Sie kamen aus dem Sammellager Villingen und wurden hier den Betrieben zugewiesen, von denen Söhne im Kriege standen. Der Arbeitswille der Polen war besonders in der ersten Zeit schlecht. Sie mußten sich in ihre nette Lebenslage einfühlen. Auch die Arbeitgeber mußten sich diesem neuen Arbeitsverhältnis anpassen. Dies brauchte eine gewisse Zeit und forderte beiderseits guten Willen. Wo dieser gute Wille vorhanden war, klappte es auch. Überall, wo der Arbeitgeber in seinem neuen Gehilfen mehr den Menschen als den Gefangenen sah und in den Fällen, wo der Gefangene in seinem Meister nicht einen Feind, sondern einen wohlgesinnten Menschen erblickte, gab es keine Beanstandungen. In den Fällen, in denen man sich gegenseitig nicht verstand, gab es andauernd gegenseitige Anklagen.

Ich mußte diese Fälle immer wieder durch Ermahnungen und Versetzungen schlichten. Im Winter mußten die Polen den Holzeinschlag im Gemeindewald tätigen. Unter Aufsicht von Forstwart Müller und Landwirt Jakob Rohr. Es kamen bei diesen schwierigen Arbeiten keine Unfälle und keine wesentlichen Differenzen vor.

Einmal geschah es, daß ein Pole im Lager den Befehlen des Wachmannes nicht gleich Folge leistete und sich noch renitent benahm, worauf ihn der Wachmann erschoss. Nun war die Sache schlimm. Ich meldete den Fall der Stalag in Villingen, deren Offizier dann kam, den Fall zu untersuchen. Der Wachmann bekam einen Verweis und wurde versetzt. Ich ließ mir von dem Offizier sagen, wo und wie der Erschossene beerdigt werden könne. Der Offizier erwiderte: "Sie können ihn auf dem Friedhof beerdigen wie jede andere Person, nur nicht zu sehr zwischen den schon Beerdigten, damit, wenn seine Angehörigen ihn später nach seiner Heimat in Polen überführen wollen, das Ausgraben nicht zu schwierig wird." Ich ließ den Totengräber an der vorderen Kirchhofmauer, wo zwei deutsche Soldaten vom ersten Weltkrieg ruhen, das Grab machen.

Aber da kam der Ortsgruppenleiter und machte Krach, daß ein Pole neben deutschen Soldaten beerdigt werde. Wenn ich den Polen hier beerdigen lasse, lasse er durch die SA den Friedhof sperren und die Beerdigung verhindern. Um diesem aus dem Wege zugehen, ließ ich ein Grab an einer anderen Stelle machen. Die Beerdigung fand durch den damaligen Pfarrer Knebel statt. Ich wohnte als Zeuge der Beerdigung bei. Seine Kameraden trugen den Toten zum Friedhof und beteten am Grabe und in der Kirche für ihn. Der Tote wurde dann später tatsächlich überführt.

Diese Erschießung des polnischen Gefangenen hatte noch ein anderes Nachspiel zur Folge. Am Sonntag nach der Tat ließ Pfarrer Knebel nach der Predigt in der Kirche ein Vaterunser für den, wie er sagte, durch Unglücksfall verstorbenen Polen beten. Dies wurde dem Kreisleiter Kühner in Neustadt berichtet. Jetzt wurde die gefürchtete Gestapo auf Herrn Knebel losgelassen. Ich wurde als Bürgermeister durch die Gestapo über den Fall vernommen. Ich schilderte den Hergang, wie er sich in der Kirche zugetragen hatte und sagte, daß niemand in der Kirche daran Anstoß genommen habe. Es kam zu einer zweiten Untersuchung, wozu noch ein Staatsanwalt beigezogen wurde. Nach meinem Verhör erklärte Letzterer, es könne in diesem Falle keine Straftat nachgewiesen werden.

Aber die Gestapo wollte ihr Opfer. Herr Knebel wurde nach Freiburg abgeführt und in Haft gesetzt. Alle unsere Bemühungen, Pfarrer Knebel freizubekommen, scheiterten. Ich wandte mich mit einem Gesuch an den Staatssekretär Hitler, Meißner, den ich vom Elsass her kannte, und bat ihn, bei Hitler um Befreiung von Pfarrer Knebel einzutreten. Herr Meißner schrieb mir: „Es steht mir nicht zu, die Befreiung Knebels zu erwirken.“ Pfarrer Knebel wurde dann nach drei Monaten Haft entlassen! Also wegen dem Beten eines Vaterunsers wurde er unschuldig eingesperrt.